

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 3

Artikel: Walther von der Vogelweide
Autor: Rukberger, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Walther von der Vogelweide

Von Dr. M. Rußberger

II.



un gestaltet Walthers Lied nicht nur persönliches Erleben zu dauernder Vollendung; es umfaßt auch leidenschaftlich die großen Geschehnisse der Nation. Aus dem zarten Minnesänger erwuchs ein politischer Streiter, der wuchtig und glücklich in die heißen Kämpfe der Zeit eingriff. Hier tritt die Poesie in dienender Rolle auf und Kampfesleidenschaft ist in diesen Liedern nicht frei von Parteilichkeit und Übertreibung. Dennoch möchten wir sie nicht missen. Nicht nur hat Walther mit ihnen ein ganz neues Gebiet betreten, auf dem er sich als Meister bewegte, für lange Zeiten eine ganz einzigartige künstlerische Erscheinung; die neuen Gegenstände locken auch neue Melodien hervor, die seiner Dichtung einen ungeahnten Reichtum von Tönen verleihen. Einzig bei Heine kehrt dieselbe Doppelbegabung für das zarte Lied wie für den scharfen Trommelschlag politischen Reueillerufes wieder. Sonst scheint, bei Goethe, dem lyrischen Talente die politische Ader, oder, bei Schiller und Lessing, dem politischen Temperamente die spezifisch lyrische Begabung zu mangeln. In den Sprüchen, mit denen Walther um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts in die Wahlkämpfe des Doppelkönigtums eingreift, lebt bei aller Klage über die Not und Verwirrung der Zeit ein starkes Hoffen auf die Zukunft. In den gegen Rom gerichteten Kampfesrufen des folgenden Jahrzehntes glüht ein Haß und Zorn, der den Blick nur auf die nächste Gegenwart richtet. Die Gefänge aber, die am Ende seines Lebens in den Dienst der Kreuzzugspläne Friedrichs II. treten, mahnend, spornend und endlich in einem Einzugsliede den heiligen Boden bewegt begrüßend, erfüllt eine Sehnsucht, die über die Grenzen des Irdischen hinaus nach einer Heimat ausschaut, wo alles Erdenweh ein Ende nimmt.

Walthers politische Agitation fällt in eine Zeit, wo das deutsche Reich von hoffnungsvollen Unternehmungen hinweg zu langwierigen inneren Kämpfen fortgerissen wurde. Fast zu gleicher Zeit, als Walther mit Herzog Friedrich von Österreich Heimat und Gönner verlor, schuf der jähe Tod

Kaiser Heinrichs VI. dem Reiche Ratlosigkeit und Verwirrung. Die alten feindlichen Parteien der Welfen und Ghibellinen traten aufs neue hervor und befehdeten sich im Kampf um die Nachfolge. Dem Kandidaten der Welfen, Otto von Braunschweig, stand der Staufer Philipp von Schwaben, der Bruder des verstorbenen Kaisers und der Vormund seines Sohnes, gegenüber. Nur zögernd hatte Philipp über die Ansprüche seines Neffen und Mündels hinweg selber nach der Krone gegriffen; hatten doch die deutschen Fürsten noch zu Lebzeiten Heinrichs dem zweijährigen Kinde gehuldigt. Aber die harte Zeit verlangte den starken Arm eines Herrschers. So ließ sich Philipp, als schon Otto gewählt und zu Achen gekrönt worden war, am 8. September 1198 zu Mainz krönen.

Die Lieder Walthers, die in die politischen Kämpfe vor und nach dieser Krönung eingreifen, nehmen Partei für den Staufer. Für Philipp von Schwaben sprach nicht nur Stammesverwandtschaft, das frühere Dienstverhältnis zu Wien, die gewinnende Liebenswürdigkeit des Fürsten; ihm standen auch die bedeutendsten Machtmittel zu Gebote; ihm gehörte die glorreiche Tradition eines großen Jahrhunderts. In den Sommer 1198, zwischen Wahl und Krönung Philipps, fällt der erste politische Spruch Walthers, der eben diese Krönung als die einzige Rettung aus der Not der Zeiten herbeisehnt. Ihm geht, vielleicht nachträglich der Bedeutung des Augenblicks entsprechend als Einleitung hinzugedichtet, jener schöne Spruch voraus, der Walthers am Wege sitzend und, den Arm auf das Knie, den Kopf in die Hand gestützt, dem Weltlauf nachsinnend darstellt.

Einst saß ich, müd vom Wandern.
Ein Bein ruht auf dem andern;
Das Knie den Ellenbogen stützt,
Und meine flache Hand benützt
Als Kissen Kopf und Wange.
So überlegt' ich lange.
Mir wollte nicht Erleuchtung werden
Des rechten Lebens hier auf Erden.
Drei Dinge sollten wir erlangen,
Die hadernd stets in Streit versangen.
Des Namens Ruhm und irdisch Gut
Zwingst du dir schwer in gleiche Hut.
Doch krönt den Segen allen
Erst Gottes Wohlgefallen.
Die drei möcht' ich in einen Schrein.

Doch soll's auf unsrer Welt nicht sein,
 Daß Ehr und Ruhm und Geld und Gut
 Und himmelwärts ein frommer Mut
 Im gleichen Herzen Freunde werden.
 Dies Ziel erreicht kein Weg auf Erden.
 Die offne Straße sperrt Gewalt,
 Untreue liegt im Hinterhalt.
 Schon bluten Fried und Recht aus schweren Wunden.
 Wie reisen die drei Ritter durch die Welt,
 Wenn die zwei Knechte nicht gesunden?

Mit solchen Worten hebt Walthar die Betrachtung vom Boden des Zeitlich-Politischen ins Allgemein-Menschliche, Ewige. Gleichwohl wurzelt der Ernst und Pessimismus des Spruches in den drangvoll-trüben Zeiten des Doppelkönigtums und war wohl geeignet, auf das Bedeutungsschwere des Augenblicks hinzuweisen. Auf dieses Präludium folgte, noch einmal wirkungsvoll eingeleitet, die Aufforderung zur Krönung Philipps.

Ich saß an Waldbachs Quellen,
 Sah tief die Fischlein schnellen.
 Ich sah das bunte Kleid der Welt,
 Das Gras, das Röhricht, Wald und Feld,
 Was drüber geht, was drinnen kriecht,
 Was flugfroh sich im Äter wiegt.
 Das alles hat mich so beschieden:
 Kein Wesen lebt in eitel Frieden.
 Im Wald das Wild, im Gras der Wurm,
 Sie tragen Streit, erleiden Sturm.
 Ein Gleiches tun die Vögel;
 Doch allen gilt die Regel —
 Nie leisten sie darauf Verzicht —
 Sie küren klug ein stark Gericht.
 Sie wählen Könige, setzen Recht,
 Den Herrn, den starken, vor den Knecht.
 O, weh dir, weh, du deutsches Land!
 Wie wirr ist deiner Ordnung Band!
 So ist die Müde weiser.
 Ihr lebt, dir nicht, ein Kaiser.
 Die Zeit nimm wahr und hüte dich;
 Die deutschen Fürsten brüsten sich.
 Der fremden Könige zu Hauf
 Erwehre dich und setze Philipp deine Krone auf!

Nach der Krönung tritt Walthar wieder für Philipp ein. Ein neuer Spruch verkündet preisend die Glorie des Festes und des jungen Königs. Er weist auf den Besitz der ächten Reichskleinodien in der Hand Philipps hin, vor

allem auf die Krone Karls mit dem funkelnden „Weisen“, mit der Philipp gekrönt worden war. Jenem Geschlechte lag darin der sichtbare Beweis der Legitimität. Aus der gewinnenden Kraft der miterlebten Zeremonie strahlte ihm ein gnädiges Gottesurteil, die Sanktion des Himmels entgegen.

Älter als König Philipp seine Krone sei?
So ist ein süßes Himmelswunder denn dabei,
Daß so genau der Goldschmied Maß genommen.
So herrlich ziert ihr Reif das kaiserliche Haupt,
Daß sie zu trennen keinem Guten mehr erlaubt:
Kann unter sie ein Würdigerer kommen?
Wie leuchten doch einander an
Das glitzernde Gestein, der jugendschöne Mann.
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.
Wer nun noch schwankend irre geht,
Seh' hin doch, wem der Weise überm Haupte steht:
Der Stein muß Leitstern sein den Fürsten allen.

Man konnte nicht glücklicher für den Neugekrönten eintreten. Werden die beiden ersten Sprüche, getragen und hoheitsvoll, der Bedeutung des Augenblicks gerecht, so glizert im dritten die überzeugende Kraft des festlichen Anblicks. Und diese Worte drangen nun durch alle Gaue des Vaterlandes. Einen solchen Ruffer im Streit galt es sich zu verpflichten. Philipp gewann den Sänger für seine Dienste, und jubelnd verkündet Walthar, ihn habe das Reich und die Krone an sich genommen. So hatte der Heimatlose wieder einen Herrn gefunden. Im Gefolge des Königs wohnte Walthar der glänzenden Weihnachtsfeier bei, die jener, von seiner Gemahlin Irene, einer griechischen Prinzessin, begleitet und von großem Hofstaate umgeben, 1199 in Magdeburg beging. Durch die Huldigung der thüringischen und sächsischen Edeln, vor allem Herzog Bernhards von Sachsen, der dem Könige das Schwert vorantrug, erhielt das Fest eine besondere Bedeutung; war doch Bernhard einst selbst Kandidat der welfischen Partei gewesen. Wieder feiert des Dichters Lied den Triumph seines Königs.

Zum Münster schritt am Tag, da Christ einst ward geboren
Von einer Jungfrau, die zur Mutter er erkoren,
Des Schwaben Philipp königliche Macht.
Er trug des Reiches Szepter und des Reiches Krone,
Und jubelnd ward dem Kaisersbruder, Kaiserssohne
Von Magdeburg das „Heil dir“ zugebracht.
Er eilte nicht; er ging gemach.
Ihm schritt die hochgeborne Königin nach,
Demütig-frommen Herzens gleich der Benedeiten.

lodert in diesem Spruche der Zorn zuletzt zu heller Empörung auf, so erfüllt den zweiten ein verhaltener Ingrimme ob wälscher Felonie, die deutscher Gutgläubigkeit nur hohnlacht.

Wie christlich jezt im heiligen Rom der Papst wohl lacht!
Nicht denken sollt' er, wes er prahlend sich ergeht
Mit seinen wälschen Pfaffen: „Seht, es ist vollbracht:
Zwei deutsche Herrn hab' ich auf einen Thron gesetzt,
Daß Streit aufs neue die Parteien hegt.
Indessen füllen Kisten wir und Kasten.
Ich lockte sie an meinen Stoß. Ihr Gold ist mein.
Ihr deutsches Silber rollt in meinen wälschen Schrein.
Wohlauf, Hochwürden, esset Fleisch, trinkt roten Wein
Und laßt die deutschen Tölpel fasten!“

Die Wirkung dieser Beredsamkeit muß gewaltig gewesen sein. Ein Freund des Papstes klagt, daß durch sie Tausende vom rechten Wege gelockt worden seien. Man wird von einer derartigen Kampfesleidenschaft keine abwägende Gerechtigkeit verlangen. Walther ist hier Politiker, ist Partei, und nimmt für sich das Recht in Anspruch, die Dinge einseitig zu betrachten, jede Blöße des Gegners zu nutzen.

Wieder ein Jahrzehnt später stellt sich Walthers Lied in den Dienst der Kreuzzugspläne Friedrichs II. Der finstere Herrscherstolz Ottos von Braunschweig hatte sich bald selbst unter seinen Getreuesten Feinde erworben. Es gärte überall im Reiche, und als Friedrich II., von den deutschen Fürsten gerufen, mit dem Segen des Papstes aus seinen sizilischen Erblanden am Bodensee erschien, wurde er überall willkommen geheiß. Der Stern Ottos sank rasch. Aber der Sieg des Staufers war teuer erkauft. Die Zugeständnisse an die Kirche, die Otto wohl verbrieft aber nie anerkannt hatte, mußten jezt einge-räumt werden. Gleichwohl kam es wieder zum Bruch zwischen Kaiser und Papst, als der lang geplante Kreuzzug immer wieder verschoben wurde und endlich unterbrochen werden mußte. Als ein Gebannter zog Friedrich schließlich in Jerusalem ein. Lange Jahre steht Walthers Lied im Banne der kaiserlichen Orientpläne. Es treibt zu kräftigem Entschluß, zu schnelleren Vorbereitungen. Endlich gibt Walther dem Heere wieder mit auf den Weg zum gelobten Lande. Auch die „Elegie“ steht ganz im Zeichen dieser Ideen.

An der Parteinahme Walthers für Otto hatte fluge politische Überlegung mehr Anteil gehabt als die Stimme des Herzens. Nirgends finden wir

Spuren einer Begeisterung, wie sie Walthar Philipp entgegengebracht hatte. Er ist auch nie durch Freigebigkeit des Kaisers zu Dankbarkeit genötigt worden. So überrascht es nicht, daß Walthar die Partei wechselte, als die knauserige Art Ottos seine Anhänger dem jungen Staufer in die Arme trieb. Der Übertritt Walthars zu seiner alten Partei hat einen feinen poetischen Niederschlag gefunden. Ein Vergleich der beiden Herren, ihrer inneren und äußeren Vorzüge, fällt nicht zu Ungunsten des neuen Gebieters aus, dem Walthar damit Dank und Bitte zugleich entbot.

Den Edelsinn Herrn Ottos wollte ich einst messen
An seiner Länge. Da hatt' ich mich schön vergessen.
Wär er so gut wie lang, viel Tugend hätte er besessen.
Nun maß ich einen Leib ihm an nach seiner Ehre.
Wie fiel mit einem Mal zusammen da der Berg!
Freigebigkeit besaß er kaum für einen Zwerg,
Und hört doch längst nicht mehr auf gutgemeinte Lehre.
Dem jungen Könige bracht' ich solches Maß zuletzt.
Sei, schoß sein Leib da auf, daß es mich haß ergezt!
Nun wächst er stetig zu und ist ein Riese doch schon jetzt.

Aber nicht nur der feine Humor dieser Portraittkunst ist für Walthar charakteristisch; auch der tiefe Ernst des Gebetes ist es, mit dem er sich zum schweren Entschlusse durchringt. Aus allem Schuldbewußtsein leuchtet da die reine Lauterkeit eines edlen Herzens.

Du hochgelobter Gott, den ich so selten preise, —
Und habe doch von dir des Liedes Wort und Weise, —
Wie wag ich nur zu freveln unter deinem Reize!
Ich handle nicht nach dem Gebote, hab' die wahre Liebe
Zu meinem Nächsten nicht, mein Vater, noch zu dir.
Mit keinem meint' ich es so gut als wie mit mir.
Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, gebiete meinem Triebe,
Damit ich den auch liebe, der mir übel tut.
Und dennoch bleibt mir immer lieber, wer mir gut.
Vergib mir, Herr, und geh nicht ins Gericht mit solchem Blut.

Die beiden Sprüche leiten von der Bühne der Politik zum persönlichen Leben Walthars zurück; ja, sie führen mitten in sein reiches Poetenherz hinein. Zu einem Humor, der in der bittersten Not noch ein Scherzwort fand; zu einem Ernst der reinen Seele, der es Bedürfnis war zu beichten und zu sühnen; zu einem im letzten Grunde tief religiösen Gemüt. Und wie in diesen beiden, so gewährt in den andern Sprüchen, die dieses Mannes Schicksal spiegeln, eine

menſchliche und künstlerische Größe reinſten, rührenden Anbliſ. Sie ſind der Brennpunkt, in dem ſich alle Strahlen ſeines Weſens zu heller Wärme treffen. Minnelieder haben auch andere Sänger ſeiner Zeit gedichtet. In der blühenden Friſche des Wortes mag ihn Heinrich von Morungen erreichen, in der Glut der Empfindung ein Wolfram von Eſchenbach übertreffen. In ſeinen Liedern des fahrenden Geſellen iſt Walthar einzig und von faſt modernem Schmelz der Worte und Gedanken. Bedürfen ſeine übrigen Geſänge zu ihrer vollen Würdigung der hiſtoriſchen Vorausſetzungen, hier leuchten die ergreifenden Verſe in zeitloſer Vollendung und berühren ſich mit dem Tieſten, was Dichtermund je geſprochen.

Es iſt das Schickſal des Heimatloſen, das ſie offenbaren. Der Liebe zum heimatlichen Boden, der Klage aus dem „Elende“, erwuchſen von je die ſchönſten Geſänge, vom alten Hildebrandliede bis zur Ballade von Archibald Douglas; von jenen weichen Klängen, die die trockene Schularbeit des Weißenburger Mönches unterbrechen, bis zu den Worten des Schweizerdichters von jener ſchönſten Roſe, die an ſeinem öden Strande noch duftete, ob jede ſonſt verblüht. Lachen und ſcherzen Walthars Minnelieder in ungebundener Luſt, ſo erfüllt ſeine Wandergeſänge eine Klage, die vom Grunde des Herzens kommt. Dieſer Schmerz begleitet ihn durch ſein ganzes Leben, bis er ſich in der „Elegie“ größten Ausdruck verſchafft.

Gleich der Abſchied von Wien ſchenkte Walthar ſein erſtes Wanderlied. Keine reichen Küſten lockten in die Ferne, wenig gute Freunde blieben zurück. So iſt dieſer Abſchied bitter geworden. An die Zurückbleibenden will der Sänger, ehe er wegzieht, Haß und Gut verſchenken, kann er doch hinfort jede Laſt entbehren.

Austeilen will ich Haß und Gut,
 Eh ich die Schritte weiterlenke.
 Erhiße Streit niemands Blut
 Als denen, die ich jezt beſchenke.
 All mein Unglück will ich zuerkennen,
 Denen Haß und Neid im Buſen brennen,
 Alle die Unſeligkeit.
 Erbe Unwahrheit
 Mein ſchweres Herz;
 Mein eitel Hoffen,
 Wer auf falſcher Minne Spiel betroffen.
 Und ihr Frau'n nach ächter Liebe ſehnenden Schmerz!

Der Gedanke jener Zeit entfernt sich nicht leicht vom Boden des Gegenständlichen. Er bedarf des Sprungbrettes der einleitenden Erzählung, um sich darüber zu erheben. Aber mit welcher Deutlichkeit ist in diesem Gluch des Sängers Dichtertum umschrieben und jenes Reich, in welchem er König ist.

Der Spielmann, der nun sein Kößlein von Herberge zu Herberge traben ließ, mochte wohl der biblischen Wanderer gedenken, die einst ihr Himmelsgut in der Krippe eines Stalles bargen. An sie wendet sich bittend, ja naiv heischend ein Gebet am Morgen der Weiterfahrt*).

Vom Herbergslager wieder mich erhebend,
In unbekannte, weite Fernen strebend,
Ein Wandersmann, Herr, hüte mein!
Und laß an mir Geringem sich erfüllen
Um der gebenedeiten Mutter willen
Endlose Lieb' und Güte dein.

Hielt nicht ein lichter Cherub dir einst Wache,
Als du, ein Gott, lagst unter dürftigem Dache
In eines Stalles trüber Nacht.
Da hütete dein Gabriel in Treuen;
So laß an mir auch heute sich erneuen
Des göttlichen Gebotes Macht.

Als ein unerwartetes Glück empfand es Walther, daß ihn König Philipp in seine Dienste nahm und zum Anwalt des Reiches machte. War es auch nur von kurzer Dauer, eine tröstliche Gewißheit nahm der Scheidende mit sich fort und fand sie in den langen Wanderjahren immer wieder bestätigt. Nicht dieser oder jener Gau: das ganze, weite Reich deutscher Zunge sollte seine neue, große und herrliche Heimat werden. Man kennt das schöne Preislied auf das deutsche Heimatland, wo Walther diese köstliche Wahrheit begeistert verkündet, einer Zeit, die noch gewohnt war, sich in stammesgenössischer Parteilung zu befehlen. Aus der Fremde heimkehrend erzählt er vor einem ihm wohlbekannten Kreis von seinen Wanderungen in aller Herren Länder. Stets gesellte er sich den Besten zu und konnte doch sein stolzes Herz nie gewöhnen, daß ihm fremden Volkes Sitte wohlgefallen. Dann folgt, voll ausklingend, der Preis deutscher Art.

Die deutschen Männer zieren edle Sitten,
Goldselig sind die Frauen, gleich den Engeln.
Es hört auf Schelmenreden eines Dritten,
Wer unzufrieden späht nach ihren Mängeln.

*) Die Übersetzung hat leicht gefürzt.

Ja, reine Lieb' und Treue!
Suchst an diesen Bronnen,
So komm in unser Land voll reicher Wonnen.
Sein Gottesseggen lange mich erfreue!

Mit diesem Liede ist Walthar der erste Sänger Deutschlands geworden. Man darf es wohl seinen Wanderliedern zählen; nicht nur, weil es vom Motiv der Heimkehr ausgeht, sondern auch, weil es seine frohe Botschaft recht eigentlich als die Frucht der Wanderungen verkündet. Ja, vermutlich ist der Eingang in feiner künstlerischer Erwägung so gewählt worden, weil dem Sänger dieser Zusammenhang deutlich bewußt war.

Hatte Walthar am Hofe Philipps nur kurze Rast gefunden, so öffneten sich ihm bald darauf die Tore der gastlichen Wartburg zu längerem Aufenthalte. Zwar, ein erster Besuch brachte den gewünschten Erfolg nicht. Darnach meinte der Sänger.

Wer über zarte Ohren klagt, dem rat' ich frei:
Am Hof von Thüringen reit' er im Trab vorbei.
Stieg' er dort ab, ich glaub', er kam' von Sinnen.
Ich drängte wohl zum Fürsten auch mit aller Macht.
Das geht da lärmend ein und aus bei Tag und Nacht;
Ein Wunder ist's, kannst du Gehör gewinnen.
Den edlen Herrn treibt hoher Mut,
Daß er mit stolzen Helden froh verzehrt sein Gut,
Die alle wackre Kämpfer sind — und Zecher.
Mir ist des Hofes Hoffart kund.
Und kostete ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Stets stünden doch gefüllt der Ritter Becher.

Schalkhaft genug klingt das Zweifellob, das Walthar hier dem Thüringischen Hofe spendet. Aus dem Humor, mit dem der kultiviertere Süddeutsche nördliche Reckenart leise bspöttelt, ist die Bitterkeit der Enttäuschung noch nicht ganz verschwunden. Bald darauf darf Walthar den Landgrafen als seinen gastlichen Herrn preisen und lernt die derbere Art des Landes in ihrer festen Zuverlässigkeit schätzen.

Zum Troß des edlen Thüringen darf ich mich zählen!
's ist meine Art, den Besten stets zum Herrn zu wählen.
Freigebig sind die andern Fürsten auch; jedoch
So stetig nicht. Er war es einst und ist es noch.
Sahst du an ihm je launisches Gebahren?
Den höchsten Ruhm muß Treue ihm bewahren.

Wer heuer üppig prunkt und geizt drauf mehr als je,
Es grünt sein Lob und welkt wie roter Klee.
Thüringens Blume glänzt noch durch den Schnee.
Des Mannes Preis blüht immergrün in allen Monden, allen Jahren.

In Thüringen erfuhr Walthers Lied die Einflüsse der Meister, die dort lebten. Wolframs Tagelied lockt zur Nachahmung; die frische Dichtung Morungens wird dankbar studiert; selbst die launige Art der Zuhörer, jenes Kreises fröhlicher Gesellen, die sich zu Kampf und Trunk und Scherz zusammenfanden, kommt zu ihrem Rechte. Ihnen hat Walther mehr als ein Ereignis des Tages besungen und dabei etwa auch derberen Spaß nicht gescheut, als ihm sonst eigen war. Einmal ist es ein Handel wegen eines ihm niedergeschossenen Pferdes, den er vorbringt, ein andermal erwehrt er sich mit überlegenem Spott der Kritik eines vorlauten Konkurrenten. Gegen einen Herrn Wicmann ist seine Verteidigung gerichtet.

Sonst ist, mein Herr, bei uns verpönt,
Daß man die guten Meister höhnt
Und edle Meistersprüche.
Dergleichen Scherz, ich bitte sehr,
Verübt Herr Wicmann nimmermehr!
Und wenn Herr Walther fröche,
Er sprengte noch an euch vorbei.
Singt ihr ein Lied, so singt er drei.
Das trennt wie Weizen sich und Spreu.
Noch eher gleicht ein — des Mondes vollem Rund.
Herr Walthers Lied, ohn' erst zu fragen,
Durchwandert nach Belieben hoch und tiefe Lagen
Und schenkt der Welt doch besseres Behagen.
Denn euer Sang kocht heißer wie am Strick des Jägers Hund.

Es scheint, daß Walther mehrere Jahre am thüringischen Hofe zubrachte und auch später wiederholt zu längerem Aufenthalte dorthin zurückkehrte. Wolfram von Eschenbach spricht an einer Stelle des Parzival von Walther als von einer am Hofe wohlbekannten Gestalt. In Thüringen scheint Walther auch die Nachricht vom Tode Reinmars erreicht zu haben. Es waren glückliche Zeiten für den Sänger, deren Erinnerung um so leuchtender in ihm fortlebte, als nun lange Jahre harter Not hereinbrachen. Hin und wieder sucht Walther wohl die Widerwärtigkeiten des Wanderlebens durch einen Scherz von sich abzuschütteln. So in jenen Zeilen, die von seinem Besuch im Kloster Tegernsee launig erzählen.

Wohl ist mir Tegernsee bekannt.
 Nur rühmend ward das Kloster mir genannt.
 Dorthin bog ich wohl eine Meile einst vom Wege. —
 Ich schelte niemand, gnade Gott uns beiden.
 Dem heißen Durste ward mit Wasser da begegnet.
 So reich gesegnet
 Durst' ich vom Tisch des frommen Abtes dankend scheiden.

Aber nicht immer half solche Quittung mit einem Schelmenliedchen. Ja, es scheint sich Walthers nun mehr und mehr eine zunehmende Verbitterung zu bemächtigen. Das Elend der Heimatlosigkeit, das ihn dem verachteten fahrenden Volk gesellte, die Sehnsucht nach einem eigenen Herd werden zu einem brennenden Schmerz. Ergreifenden Ausdruck findet er in der Bitte an Kaiser Otto um ein Lehen*).

„Willkommen seid, Herr Wirt!“ — Dem Gruß begeg' ich schweigend.
 „Willkommen, Gast!“ — Da geb' ich Antwort mich verneigend.
 „Mein Wirt, mein Heim“ — Zwei ehrenvolle Titel.
 „Gast und Herberge“ — Riecht's nicht schon nach Armenkittel?
 Dürst' ich erleben, daß ich einen Gast begrüßte,
 Der mir, dem Wirte sein, mit Dank entgelten müßte.
 „Schlaft heute hier und morgen dort“ — Verfluchter Teufelspaß.
 „Ich bin zu Hause; auf, nach Haus!“ — Wie wohl tut das.
 „Freundlos und heimatlos“ — Der Menschen ewige Klage!
 Herr, helfst dem Wandrer, so gibt Gott euch gute Tage.

Es ist tragisch, daß sich Walthers Leben gerade damals am friedlosesten, entbehrungsreichsten gestaltete, als sein Lied die stolze Flügel wagte. Aus all diesem Elend erlöste erst die Belehnung durch Friedrich II., der Walther ein kleines Gut in der Nähe von Würzburg schenkte. Hier hat der Vielgewanderte, den drohendsten Sorgen enthoben, einen ruhigeren Lebensabend gefunden; hier ist er auch, um 1230, gestorben. Er wurde im Hofe des Neuen Münsters zu Würzburg beigesetzt, wo ein kunstfreundlicher Reisender hundert Jahre später das Grab fand, das eine lateinische Inschrift zierte. Die beiden Sprüche, die die Belehnung Walthers bittend und dankend umschließen, gehören zum Schönsten seiner ganzen Spruchdichtung. Gleich anfangs hatte Friedrich II. den Sänger mit einer auszeichnenden Belohnung erfreut. Dann nahte sich ihm dieser mit seinem alten sehnlichen Wunsche.

*) Die Übersetzung hat die politische Anspielung am Schluß der Spruches allgemeiner gewendet.

Ihr, Vogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen
Und lasset ausgesuchte Kunst nicht so verarmen!
Ich möchte wohl an eignem Feuer noch erwarmen.
Wie säng ich von den Vögeln, von den Wäldern,
Vom Frühling, von der Blumen klarem Tau.
Und wüßt' es dank mir eine schöne Frau,
Sie schmückt' ich wie die Lilien auf den Feldern.
Jetzt komm' ich spät zu Gaste, reite früh. O weh,
Wie säng' ich Heimatloser froh vom grünen Klee!
Dies Leid bedenkt, o König, daß auch eure Not zergeh.

Kurz vor des Kaisers Abreise nach Italien 1220 wurde darauf Walthar befehnt. Der Jubelruf, mit dem er diese Gunst begrüßte, dringt über die Jahrhunderte hinweg an unser Ohr wie ein Jauchzer von Berg zu Berg.

Ich hab' mein Lehen! Alle Welt, ich hab' mein Lehen!
Nun trotz' ich aller rauhen Winterstürme Wehen,
Will vor des Geizes Türe bittend nimmer stehen.
Des edeln Königs milder Hand dank' ich dies alles.
Im Sommer soll ich kühl, und warm im Winter liegen.
In meiner Nachbarn Achtung bin ich hoch gestiegen,
Die mich für einen Narren hielten besten Falles.
Zu lange lag ich in der Armut bitterer Haft;
Vergiftet war das heiße Wort der Leidenschaft.
Dank dir, o König, hat mein Lied nun wieder reine Kraft.

Aber Walthers Lieder sollten nicht in so glücklichen Harmonien ausklingen. Einst hatte er dem sprödem Glück, das ihm nicht lächeln, ihn nicht sehen wollte, unwirsch zugerufen:

Stünden im Nacken doch die Augen dir,
So müßt' es wider deinen Willen doch geschehen.

Jetzt hebt, rückblickend, die Klage leise an ihr Lied zu singen.

Ich bin ein Mensch, dem keinen Tag das Glück
Ununterbrochen Stromes zugeflossen.
Was immer ich an Freuden auch genossen,
Sie ließen mich am End' allein zurück.
Es gibt kein Glück, es wär' nicht bald zergangen.
So lücht die Blume glänzt, so welkt sie doch.
Besinne dich, mein Herz, was willst du noch
Nach dieses Lebens falschem Glück verlangen.

Wenn Walthar auf sein Leben zurück sah, so folgte auf die goldene Jugendzeit eine lange Flut unruhvoller, leiderfüllter Jahre, aus denen als schöne Insel nur der Aufenthalt in Thüringen aufstieg. Wahrlich, er war ein Wan-

dersmann und die Welt für ihn eine Herberge gewesen, wo er nur zu kurzer Rast hin und wieder Einkehr gehalten. Aber er hatte dort keine Himmelskost genossen. So nimmt Walthar denn zuletzt Abschied von der Herberge des Teufels und von Frau Welt, ihrer verführerischen Aufwärterin. Umsonst sucht das schöne Weib, in dessen Rücken Schlangengezücht nistet, schmeichelnd zum Bleiben zu nötigen. Er strebt nach Hause.

„Frau Welt! Sagt euerm Wirte an,
Die Zeche habe ich beglichen,
Der großen Schuld genug getan.
Aus seinem Buch sei ich gestrichen!
Wer ihm verpflichtet, mag wohl sorgen.
Wär' ich's, ich wollte lieber bei dem Juden borgen.
Die Schuld wächst lange schweigend bei ihm an,
Bis einmals er von dem Bedrängten
Zurückheischt, was er nicht vergelten kann.“

„„Walthar, du zürnest ohne Not.
Laß dir mit Wein den Becher füllen.
Gedenk' der Ehren, die ich bot.
War ich dir denn nicht stets zu Willen,
Wenn du mich ernstlich darum batest?
Eins war mir leid nur: daß du es so selten tatest.
Besinn dich, schmeckt das Leben denn nicht gut?
Wenn du dich aber von mir wendest,
Schwindet auf immer dir der frohe Mut.““

„Kein bittend Schmeichelwort erneut!
Am Busen hab' ich dir gelegen,
Frau Welt. Wie süße Lust er beut,
Aus deiner Brust quillt nimmer Segen.
Ins Auge sah ich dir, aufblickend.
Bei meiner Seligkeit, dein Antlitz war bestridend.
Doch als du mir den Rücken zugewandt,
Hab' ich voll Schmerz zu deiner Schande
Die Schlangenbrut, die dort sich barg, erkannt.“

„„Wenn all mein Flehen nichts vermag,
Tu eines nur, um das ich bitte.
O, denk' an manchen goldnen Tag,
Und lenke wieder her die Schritte,
Wie Zeit und Lust es läßt gelingen.““
„Das wollt' ich gerne, doch mißtrau' ich deinen Schlingen.
Noch blieb kein Mensch vor ihnen je bewahrt.
Gott schenk' euch gute Nacht. Lebt wohl, Frau,
Lebt immer wohl! Nach Hause geht die Fahrt.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Steppis das überschäumende, in seiner Lebenslust noch ungebrochene Mittelalter in Kunst und Dichtung und Philosophie die Welt betrachtet. Immer wieder tönt uns da die große Absage an allen Glanz des blühenden Lebens entgegen. Bei Walthers erklingen solche Töne der Wehmut zum letzten Male in der großen „Elegie“. Seine tiefsten Worte hören nicht auf an das Motiv der Heimkehr anzuknüpfen. Diesmal wendet sich Walthers nicht zu den Standesgenossen in den Rittersaal, sondern zu der Erde und den Menschen zurück, die seine Jugend umgaben. Aber fremd und scheu blickt alles den Unbekannten an. So reihen sich denn faustische Klagen über die Vergänglichkeit und den bitteren Tropfen Vermuth in allem Glücke an und tasten leiderfüllt an den Grenzen menschlichen Erkennens und menschlichen Glückes. Zuletzt aber siegt überwindend noch einmal der helle Mut der Jugend und löst die schweren Akkorde zu schönster Hoffnung in Harmonien auf.

Entflogen mir die Jahre nicht wie leichter Flaum?
Ist Wirklichkeit mein Leben, war's ein schöner Traum?
Was ich mit Händen faßte, hatte das Gewicht?
Mir ist, ich schlief in tiefem Schlaf und wußt' es nicht.
Nun bin ich erst zum Tag erwacht, und mir ward fremd,
Was ich auf meinem Leibe trug, mein Rock und Hemd.
Treff' ich, mit denen ich als Kind im Feld einst sprang,
Wird ihnen vor dem fremden Wandersmanne bang.
Die mir den Ball einst warfen, gehn gebückt und alt;
Brach liegt das öde Feld, verschwunden ist der Wald.
Nähm' nicht das Wasser seinen alten Weg zum Meer,
Ich hielt' mein Unglück für ein Menschenherz zu schwer.
Raum grüßt der fröhliche Gesell bei Wein und Spiel.
Wie sind die Menschen doch so kurz, so frostig kühl.
Gedenke ich der Liebe, mancher süßen Wonne,
Die mir entschwand wie launische Aprillensonne,
Immer quält mich dann ein Weh.

Wie zahme Schritte doch die Jugend heute macht,
Der Übermut aus hellen Augen einst gelacht.
Heut quält sie Trübsal schon. Was focht die Menschen an?
Wohin ich blicke, Kummernis drückt jedermann.
Unter die Tänzer drängt und in die Sängerschar
Die Sorge sich. Ob wohl die Zeit je schwerer war?
Wie üppig pukt und kämmt sich doch die eitle Gans!
Wie lächerlich die Bauerntracht des Edelmanns!
Die Hirtenbriefe, die der Papst aus Rom uns schickt,
Verwundert man sich, daß wir nicht darob entzückt?
Wenn ich den Wandel dieser Zeit im Geist erwäge,

Ist mir, als ob ein Alp auf meine Brust sich lege.
 Und wenn die Vöglein selbst im Walde mit mir klagen,
 Erwehre ich bekommen kaum noch das Verzagen.
 Will Torheit mir und Zorn so böse Worte schenken —
 Soll ich der himmlischen Vergeltung nicht gedenken? —
 Immer quält mich dann ein Weh.

Wie kann die Süße dieser Welt uns doch betriegen!
 An Bechersgrund seh' ich den Tropfen Bermuth liegen.
 Ob auch in allen Farben spielt der Welt Geflitter,
 Ihr Kern ist schwarz und faul und wie das Sterben bitter.
 Von ihr umstrickt, nach Freiheit ringet stets aufs neue.
 Es neigt des Himmels Gnade sich der ernstesten Reue.
 Euch gilt das Wort, ihr Ritter, seid euch des bewußt;
 Euch glänzt vom Haupt der Helm, der Panzer auf der Brust.
 Ihr zieht mit blankem Schild und Schwert in heiligen Krieg.
 O, gönnte Gott auch mir noch einmal Trost und Sieg.
 So lang gequält, erränge ich mir reichen Sold;
 Kein Königreich, auch nicht der hohen Herren Gold.
 Auf's Haupt setzt' ich die Krone ewiger Seligkeit
 Dem schlichten Krieger, der bestand in gutem Streit.
 Trüg' mich ein Schifflein noch nach Osten über Meer,
 Wie wollt' ich jubeln laut und klagen nimmermehr,
 Nimmer quält mich dann ein Weh.

Neben das Juwel unter Walthers Minneliedern, neben „Unter der Linde“ stellt sich ebenbürtig die gedankentiefe „Elegie“. Sie ist vielleicht der Schwanengesang Walthers geworden. Ihre Anspielungen auf die Zeitereignisse sind seine letzten datierbaren Worte. Ein schönstes Lebensende! Noch einmal wird alles Weh des Schicksals laut; noch einmal überwindet die Kraft der Seele und spendet mit vollen Händen vom Reichtum des Gemütes und Gedankens. Die „Elegie“ ist das tiefste Gedicht des Jahrhunderts und zugleich in der gedrungenen Kürze und Flugkraft der Gedanken, die sich in kaum fünfzig Zeilen zum mächtigen Bild der Welt und der betrachtenden Persönlichkeit zusammenschließen, das modernste. Sie leitet zum letzten Reiche hinüber, das Walthers Dichtung umspannt, zu seiner Didaktik. War Walthers Leben reich an Not und Schmerz, so war es auch wieder reich an errungener Erkenntnis. Seine Sprüche der Weisheit, die sich neben die Lieder zarter Empfindung und die Verse leidenschaftlichen Wollens stellen, spiegeln nicht nur die Lebensanschauungen einer vergangenen Zeit und die Forderungen ihrer Bildung und Gesellschaft, sie sprechen vor allem auch von dem unablässigen Ringen eines strebenden Menschen. Wenn uns aber bedünken will, daß von diesen

Worten über Freundschaft und Liebe, Ruhm und Ehre, Besitz und Erwerb, Zucht und Sitte nicht sonderlich Aufhebens zu machen sei, so liegt es vielleicht weniger an ihnen als daran, daß in unserer efflektischen Zeit der Gedanke zur abgegriffenen Scheidemünze wurde, die unbesehen von Hand zu Hand geht, und daran, daß wir über dem Bestaunen des Aparten und Absonderlichen das Bedeutende in seiner unscheinbaren Schlichtheit zu erkennen verlernten. Die Gegenstände, um die es sich hier handelt, sind nicht so unbedeutend, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint; vielmehr bilden sie die Grundlagen unseres Lebens, die es erst, das höchste wie das letzte, lebenswert machen. Von ihnen ist freilich mit der naiven Gegenständlichkeit jener Zeit die Rede, aber auch mit dem Zauber des Wortes, das seinen lebendigen Ursprung nicht verleugnet.

Einer Zeit, deren Technik und Wissenschaft noch nicht zum Tyrannen geworden, deren Menschen über der Größe ihrer Institutionen noch nicht verkümmert waren, lag noch alles Heil beim Einzelnen. Der Mensch galt jener Zeit noch, die sich im Persönlichen auslebte. Selbst die Politik hat ja bei Walthers ihre ganz persönliche Note. So befassen sich denn diese Sprüche wohl mit den Dingen, die uns als Erwerb und Besitz umgeben, aber nur um ihren relativen Wert festzustellen. Vor allem reden sie von den Beziehungen der Menschen untereinander und preisen die Eigenschaften, die sie einander brauchbar und wertvoll machen: Treue und Stäte und dauerndes Gleichmaß. Didaktisch können sie aber auch heißen, weil ihnen die rechten Wege und Ziele der Erziehung am Herzen liegen; weil sie sich selber mit beredtem Wort an die Jugend wenden.

Walthers Gedankenlyrik knüpft an die bürgerliche Gnomik eines Heriger und Spervogel an, auch hier die Fesseln standesgenössischer Tradition sprengend und aus dem Quell frischer Volkskunst Kraft schöpfend. Nur drei Sprüche, die ihn im Bunde mit den Größten seines Volkes zeigen, mögen das Bild des Dichters vollenden.

Gar mancher, Herr, kennt dein Gebot,
Nimmt's auf die Lippen ohne Not,
Doch steht sein Werk nicht mit dem Wort im Bunde.
Und oft will mich zum Bruder nicht,
Wer gerne „Vater“ zu dir spricht.
Dein starkes Wort kommt oft aus schwachem Munde.

Wir alle sind aus gleichem Stoff gemacht.
 Es nährt uns Speise, die wir essen,
 Und die verdirbt, einmal zum Mund gebracht.
 Wer kann den Herrn vom Knechte unterscheiden,
 Und hätt' im Leben Freundschaft ihn verbündet,
 Wenn er im Sande ihr Gerippe findet,
 In dessen faulem Fleische Würmer fressen?
 Es dienen gleichen Ernstes Christen, Juden, Heiden
 Dem, dessen Wunder keiner noch ermessen.

Wie die künstlerische, so führte Walthar die menschliche Entwicklung weit über die Grenzen des durch die Geburt Gegebenen hinaus. Mit den Besten seiner Zeit hat er in den Tagen der Kreuzzüge das milde Nathan-Evangelium der Aufklärung vorweggenommen. Erscheint Walthar in diesem Spruche als ein Strebend-sich-Bemühender, so zeigt ihn ein zweiter in der sinnenden Meditation, die die Bilder der Handschriften festhalten. Mit ihm — der Spruch scheint nicht ganz intakt überliefert zu sein — blickt er nochmals auf sein Minnewerben zurück.

Die Liebe ist kein Mann, kein Weib;
 Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib;
 Sie gleicht nicht irgend einem Bildnis;
 Ihr Nam' ist kund, sie selbst ein Kind der Wildnis.
 Und kann doch niemand ohne sie
 Sich Gottes Huld gewinnen;
 In falsche Herzen kam sie nie.
 Viel falsches Gold wird heut geprägt,
 Das ohne Recht ihr Bildnis trägt.
 Doch wer ihr ächtes Siegel fand,
 Mein Ritterwort seh' ich zum Pfand:
 Reicht er sich unter ihre Schar zum Streite,
 Schlägt ihn kein Unfug dieser Welt.
 Die Lieb' im Himmel wohlgefällt;
 Ich bitte sie dorthin um ihr Geleite.

Drücken solche Verse des Dichters auf ihre Weise aus, daß ihn das Ewig-Weibliche hinanziehe, so nähert sich ein letzter Spruch noch einmal Worten des Faust, jenem Sturm- und Drang-Bekenntnis der Katechisation: Wer darf ihn nennen

O, Allmacht Gottes! Bist so lang und bist so breit.
 Darüber nachzusinnen, ist verlorn'er Streit,
 So unergründlich sind dir Macht und Ewigkeit.
 Gleich mir ringt mancher wohl, bis sich das Dunkel lichtet,
 Doch bleibt der Geist stets vom Erkennen, ach, so weit.

Du bist zu groß, o Herr, zu klein, daß man dich siehtet.
Ein Tor drum, wer auf seinen Schlaf, sein Tagewerk verzichtet
Und sinnt, worüber noch kein weises Urteil aufgerichtet.

So steht dieser kühne und leidenschaftliche Geist letzten Endes demütig
vor dem Unerforschlichen eines göttlichen Waltens.

Jörg von Frundsberg

Lied der Landsknechte

Der Jörg mit seinen Knechten,
Der kommt mit Bumerlei pum!
Beim Feiern und beim Fechten,
Er haßt, was halb und krumm.
Zu hart ist ihm kein Kriegen,
Wo seine Fähnlein fliegen
Muß' brechen oder biegen!
Der Frundsberg ist ein Mann,
Der alles machen kann.

Er hat selbst auch die Schweizer
Einmal zu unterst' kriegt,
Deß sind die guten Schweizer
Ohnmaßen mißvergnügt.
Ja, gram sind sie uns worden,
Tun drum in Süd und Norden
Dem frommen Landsknechtsorden,
Als viel ein jeder kann,
Nur Schimpf und Schaden an.

Doch soll's ihn'n nit gelingen
Trotz ihrem harten Mut,
Den Frundsberg zu bezwingen
Und seine Landsknecht' gut!
Mit unsern langen Spießen
Woll'n wir sie haß begrüßen,
Viel rotes Blut soll fließen,
Wo man auf breitem Feld
Sie einmal vor uns stellt!

Den wälschen Kürassieren
Gab er auch eins aufs Dach!
Sie wollten attackieren,
Der Igel tat sein Sach!
Koch Blei! Das war ein Raufen!
Manch Kößlein ließ das Schnaufen,
Der Dauphin mußte entlaufen
Ohn' Federhut und Flaus,
Bleibt fürder fein zu Haus!